

Jürgen Leinemann · Höhenrausch

Für Rosemarie

Jürgen Leinemann

Höhenrausch

Die wirklichkeitsleere Welt
der Politiker

Karl Blessing Verlag

VORWORT ZUR AKTUALISIERTEN AUSGABE

Die Stille umhüllt den Hausherrn mit milder Weltenferne. Ihn erfülle »Kampfeifer« versichert er, aber um ihn herum ist Frieden. Der Blick durch die weiten Fenster gleitet über eine blühende Stadtlandschaft. An den Wänden des hohen Raumes ist die brüchige, grelle Wirklichkeit des Lebens – gemalt von den großen Künstlern unserer Zeit – kultiviert in Bilderrahmen gezwungen.

Ruhe, Ordnung, Kultur – ein Ambiente wie im Museum für moderne Kunst am Abend vor der Eröffnung. Nein, mitten im Leben regiert der Kanzler der Bundesrepublik Deutschland nicht. Sein Arbeitszimmer im siebten Stock des Berliner Amtssitzes ist ein Ort unwirklicher Ruhe inmitten einer hektischen, gereizten politischen Umgebung. Ein Zauberberg. Wer hier allein ist, wird es lange bleiben...

Oder auch nicht. Wo ist denn bloß das Grundgesetz? Gerhard Schröder, der gerade noch betont gemütlich an seiner Zigarre gezogen hat, ist aufgesprungen und hastet vom Regal zum Schreibtisch, weil er seinem Besucher Artikel 63 des Grundgesetzes vorlesen will, der die Wahl des Bundeskanzlers regelt, in dem aber das Wort Rücktritt nicht vorkommt. Gerade hatte er – es ist Donnerstag, der 9. Juni 2005 – vor der Presse seine Entschlossenheit bekundet, vorzeitige Neuwahlen zu erzwingen und zu diesem Zweck die Vertrauensfrage zu stellen.

Das ist ein kompliziertes Verfahren, seine Kritiker wollen deshalb, dass er einfach zurücktritt. Doch das, findet Schröder, sei eher noch komplizierter. Und vor allem – aber das sagt er nicht –

könnte Rücktritt so aussehen, als werde er »vom Hof gejagt« oder als schmeiße er einfach kampflos die Brocken hin wie einst sein früherer Kampfgefährte und Parteifreund Oskar Lafontaine, der sich vor sieben Jahren ohne Gruß aus der rotgrünen Koalition davonmachte. Das soll über ihn einmal nicht im Geschichtsbuch stehen.

Insofern hat Deutschland wohl trotz allem Glück gehabt. Denn wie nahezu alle Politiker seiner Generation von Trümmerkindern, die zwischen 1940 und 1950 geboren und nach dem Zweiten Weltkrieg in die Wirtschaftswunderwelt der neuen Bundesrepublik hineingewachsen sind, ist auch für den von »den Asozialen« – wie er selbst sagt – an die politische Spitze aufgestiegenen Sozialdemokraten Gerhard Schröder der persönliche Erfolg das Allerwichtigste. Wenn der mit den Interessen der Bürger, des Landes und womöglich auch seiner Partei übereinstimmt, umso besser.

Und so hat Schröder nach der verheerenden Niederlagen-Serie seiner Partei in elf Bundesländern am Abend des Debakels von Nordrhein-Westfalen handstreichartig Neuwahlen angekündigt. Noch einmal versuchte er, seine Fernseh-Popularität als Medienkanzler auszunutzen und eine Bundestagswahl zum Plebiszit über seine Person zu machen – zum Schrecken seiner Genossen, zur Freude der seither strahlenden CDU-Chefin und Gegenkandidatin Angela Merkel und zum Unbehagen des Bundespräsidenten Horst Köhler, der das knifflige Verfahren der Auflösung des Bundestages absegnen muss.

Als Coup wurde Schröders Entscheidung beurteilt, als machiavellistisches Manöver, die Macht wieder in den Griff zu bekommen, die ihm zu entgleiten drohte. So sah ich es auch. Wer den Kanzler lange und gut kennt, der kommt nicht auf die Idee, dass Schröder freiwillig etwas loslassen würde, was er schon erobert hatte. Ich fand also meine vor einem Jahr in diesem Buch veröffentlichten Prognosen über die Realitätsferne, die süchtige Gier nach Macht und Aufmerksamkeit, das selbstzerstörerische Klammern an Ämtern und Privilegien unserer politischen Elite voll bestätigt.

Überhaupt haben die Akteure aller Parteien es mir leicht gemacht, die Thesen meines Buches in zahlreichen öffentlichen Diskussionen und Lesungen, in Fernseh-Interviews und Pressebefragungen zu vertreten. Als wollten sie für mich Reklame laufen, leisteten sie sich Ausrutscher, Skandale und Tragödien. Auf vielfältige Weise bekräftigten sie damit Erhard Eplers Einschätzung, dass Politik an der Grenze dessen angesiedelt sei, was Menschen bewältigen können, ohne Schaden zu nehmen an ihrer Seele.

Vor allem Heide Simonis führte es vor, die nach dem für sie enttäuschenden Wahlausgang in Schleswig-Holstein die Chance gehabt hätte, in Würde als Ministerpräsidentin abzutreten. Auf die Frage, warum sie sich denn auf die wackelige Mehrheit von nur einer Stimme einlassen wolle, statt ihrer SPD den Weg frei zu machen in eine große Koalition mit der CDU, antwortete sie in einer Talkshow mit dem Schlüsselsatz ihrer ganzen Generation: »Ja – und wo bleibe ich dann?« Sie pokerte auf persönlichen Erfolg und verlor mehr als ihr Amt.

Oder Joschka Fischer, der Publikums-Liebling. Krachend stürzte er von seinem Umfrage-Gipfel, als bekannt wurde, wie fahrlässig er die Visa-Affäre seines Amtes unterschätzt hatte. Dass er dazu vom Untersuchungsausschuss des Bundestages einen ganzen Tag lang vor Fernsehkameras befragt wurde, empfand er indes eher als eine Chance. »Zwölfeinhalb Stunden Live-TV, das ist doch der Traum jedes Politikers«, spottete er. »Die Kinder gehen zu Schule, Fischer ist im Fernsehen. Die Kinder kommen nach Hause, Fischer ist im Fernsehen. Die Kinder müssen ins Bett, Fischer ist immer noch auf dem Bildschirm«.

Landauf, landab bestätigte das politische Personal seine schwindende Bodenhaftung. In Bremen knallte der CDU-Wirtschaftssenator Peter Gloystein durch, der ein heimisches Weinfest offenbar mit der Siegerehrung eines Formel-Eins-Rennens verwechselte. Mit den Worten »Hier hast Du auch was zu trinken«, kippte er von der Bühne herab Sekt aus einer Magnum-Pulle auf einen Obdachlosen. In Wiesbaden verstand Helmut Kohls früherer Bundesinnenminister Manfred Kanther die Welt

nicht mehr, als er zu 18 Monate Gefängnis auf Bewährung verurteilt wurde, wegen Untreue. Untreue? Aus »Übertreue« hatte der damalige CDU-Generalsekretär 1983 illegal 20,8 Millionen Mark Parteigelder in die Schweiz transferiert.

Von der Droge Politik redeten plötzlich alle so freimütig und öffentlich, als hätten sie sich schon immer als Abhängige verstanden, als »Politiksüchtige«, wie der frühere Gesundheitsminister Horst Seehofer (CSU), oder zumindest als »Kleinjunkie«, wie Ex-Verkehrsminister Reinhard Klimmt (SPD). In der ARD-Fernsehdokumentation »Im Rausch der Macht« bekräftigten Klaus Kinkel, Joschka Fischer, Andrea Fischer, Wolfgang Schäuble, Horst Seehofer, Heide Simonis, Gregor Gysi, Wolfgang Thierse und Wolfgang Clement vor der Kamera, was die meisten mir in den Jahren zuvor lieber hinter vorgehaltener Hand anvertraut hatten. Jetzt waren sie zu öffentlichen Eingeständnissen – freiwilligen und unfreiwilligen – von verblüffender Deutlichkeit bereit.

So bekannte beispielsweise Heide Simonis: »Wenn mich auf fünf Schritte keiner erkennt, werde ich depressiv.« Es musste also – als sie sich später so jammervoll an ihr Amt klammerte – niemand raten, warum sie das tat. Oder Gregor Gysi. Es klang wie der Erleichterungsstoßseufzer eines Mannes, der das Schlimmste hinter sich hat, als er einräumte »Politik kann abhängig machen, ja«. Im Wahlkampf 2005 aber ist er prompt wieder dabei – nach drei Herzinfarkten und einer Hirnoperation, die er überstanden hat, »ohne bekloppter zu sein als vorher«, wie er sagt. Wie der PDS-Star im Duett mit dem linken Populisten Oskar Lafontaine noch einmal zurück auf die öffentliche Bühne drängt, das trägt Züge von Verzweiflung. Für die Wichtigkeitsdroge »öffentliche Aufmerksamkeit« setzen sie Leben und Ansehen aufs Spiel.

Der vorgezogene Wahlkampf 2005 liefert der jetzt regierenden Generation von 60-jährigen die letzte Chance, im Rampenlicht des Erfolges zu bleiben. »Fischer ist Geschichte« titelte die *taz* bereits. Aber was kommt danach? Noch hat die Generation der 40 bis 50-jährigen keine erkennbare politische Physiognomie. Dass aber die CDU-Chefin und Kanzlerkandidatin Angela

Merkel schon immer mehr war als Helmut Kohls »Mädchen« aus dem Osten, könnte jeder gemerkt haben, der sich nicht in traditioneller Überheblichkeit an seine Vorurteile aus der guten alten Bonner Republik klammert.

Ich habe sie im Februar 1990 als engagierte, selbstironische, nüchterne junge Wahlkämpferin des Demokratischen Aufbruch kennen gelernt. Wie nahezu alle ihrer heutigen Politiker-Kollegen, die aus der DDR stammen, kam sie mir wirklichkeitsnäher und erwachsener vor als ihre Altersgefährten aus dem Westen. Angela Merkels Aufstieg war rasant ohne Beispiel. Bald galt sie als eiskalt, misstrauisch und machtbesessen ohne inhaltliche politische Ziele. Je länger sie im Partei-Geschäft war, umso undurchschaubarer verhängte sie ihre Züge mit einer auf westliche Medien umfunktionierten grämlichen Stasi-Abwehr-Maske. »Ich habe früh gelernt, dass man im Freundeskreis alles besprechen kann, aber draußen eben vorsichtig ist«, erklärte sie. Sie wusste, dass ihre Rivalen in CDU und CSU noch keineswegs aufgegeben hatten.

Dann kam der triumphale CDU-Sieg in Nordrhein-Westfalen und Schröders Neuwahl-Ankündigung. Von einem Tag zum anderen erschien Angela Merkel auf den Titelseiten der Medien und auf den Bildschirmen als strahlende, selbstbewusste Lichtgestalt, glücklich und schön wie eine Braut. War das alles nur Inszenierung? Und wenn ja – von wem? Sicherlich hat sie an ihrem Styling gearbeitet, dezentes Make-up, luftigere Frisur, flottere Kostüme. Auch wählten Fotografen und Bildredakteure freundliche Motive, die zur allgemeinen Stimmung passten. Vor allem aber war es die Droge Macht, die Schröders Herausforderin von innen leuchten ließ. Einen Satz von Hillary Clinton hatte sich Angela Merkel dazu gemerkt: »Frauen sind wie Teebeutel. Du weißt nicht, wie stark sie sind, bis Du sie ins heiße Wasser tauchst.«

Jürgen Leinemann
Berlin, Juni 2005

EINLEITUNG

Todeskuss

Der Mann im Publikum fühlte sich sichtlich fehl am Platz. Gierig blickte er auf die Bühne, während er wortlos zwischen den Sportlern und Chorsängerinnen des sächsischen Städtchens Grimma wartete, vielleicht ein bisschen formeller gewandet in seinem dunklen Nadelstreifenanzug, aber nicht weniger aufgeregt. Denn da oben auf dem provisorischen Podest am Ufer der Mulde standen die Großen des Landes – der Bundeskanzler und der Ministerpräsident. Auf die zielten die Kameras, vor denen waren die Mikrofone aufgebaut, zu ihnen blickten die Leute auf. Nichts wünschte der Mann in der Menge in diesem Augenblick mehr, als mit den Wichtigen zusammen gesehen zu werden, seinen Namen erinnerte sowieso noch jeder: Kurt Biedenkopf.

In Wahrheit zählte er sich natürlich noch immer dazu. Sechzehn Monate war es jetzt her, dass der kleine Professor sein Amt in der Dresdener Staatskanzlei an Georg Milbradt abgegeben hatte. Offiziell hoch gepriesen, war er im April 2002 als Ministerpräsident zurückgetreten, tatsächlich aber hatten ihn seine Parteifreunde nach kleinkrämerischen Affären und großmannsüchtigem Gehabe in Schande davongejagt. Denn der CDU-Chef Biedenkopf und seine Frau Ingrid hatten etwas zu feudal und selbstherrlich regiert. Ein Minister spottete: »Biedenkopfs öffentliche Auftritte besitzen eine fast religiöse Dimension.«

Jetzt liefen die Kabelträger und Fotografen achtlos an ihm vorbei. Es war der 13. August 2003, vor fast genau einem Jahr hatte

das Hochwasser hier eine Hängebrücke schwer beschädigt und die Stadt überflutet. Damals versprach ein entschlossener Gerhard Schröder, dem im Wahlkampf selbst das Wasser bis zum Hals stand, unbürokratische rasche Hilfe. Jetzt kassierte er den Dank ein. Und während der Bundeskanzler zufrieden die Menge der vielen tausend Grimmaer Bürger überblickte, entdeckte er schließlich den vor verkannter Bedeutung vibrierenden Mann neben der Bühne. »Ach«, rief er leutselig, »da ist ja der Altministerpräsident.« Und ohne auf Milbradt zu achten, zog er dessen Vorgänger hoch aufs Podium und juchzte ins Mikrofon: »Herr Professor Biedenkopf. Oder soll ich sagen: König Kurt?« Die Menge klatschte, Kurt Biedenkopf strahlte und überbrachte Grüße von Richard von Weizsäcker.

War das nun rührend? Zynisch? Peinlich? Gar entwürdigend? Mit gemischten Gefühlen verfolgte ich, wie der 73-Jährige dem genüsslich die Zuneigung der Menge einsammelnden Schröder nachlief. Gelegentliches Winken und Zurufe, die ihm galten, beflügelten den Promi im Ruhestand wie Aufputzspillen: Ja, auch Kurt Biedenkopf war immer noch populär. »Wie leben Sie denn so ohne Politik?«, fragte ich ihn, als der Kanzler ihm an der Theke eines Lokals ein Bier bestellt hatte. Das war aber die falsche Frage. »Ich lebe doch nicht ohne Politik«, fuhr er mich an. Was glaubte ich denn, was er mache im Flutkuratorium und in der Deutschen Nationalstiftung, an Hochschulen, Akademien und beim Bücherschreiben? Nein, dieser Mann, der sich zeitlebens so viel darauf zugute gehalten hatte, dass er in der Wirtschaft erfolgreich gewesen war, an der Universität Karriere gemacht und als »Staranwalt« – so seine Frau – reüssiert hatte, konnte von der Politik nicht lassen.

Wieder einer. Seit vierzig Jahren beobachte ich nun Politiker aus nächster Nähe, sehe, wie die Macht sie verändert, wie sie sich einmauern in Posen von Kompetenz und Zuversicht, während die öffentliche Verachtung wächst. Alle haben sie irgendwann einmal die Welt verändern wollen, ein bisschen wenigstens, aber die meisten geraten doch alsbald in die Versuchung, ihre Wahlämter als Plattform zur Selbstbestätigung zu benutzen, sich und

anderen mit ihren Privilegien Bedeutung vorzuspielen. Viele merken gar nicht, wie sie von einem Sog erfasst werden, der ihnen immer mehr äußeren Betrieb zumutet und immer mehr innere Freiheit nimmt. Meist wollen sie es nicht wahrhaben.

Eine Weile glaubte ich mich in meiner Beobachterposition auf der sicheren Seite – bis ich merkte, dass ich als Journalist keineswegs nur Zuschauer war, der auf der Tribüne des Geschehens saß und cool protokollierte, sondern auch Zeitgenosse und Mitspieler in der politischen Klasse. Ich musste erst selbst eine lebensbedrohliche Krise überstehen, um zu begreifen, in welches Elend manche geraten, wenn sie Politik zum Beruf machen. Hans Magnus Enzensberger hat es drastisch zugespitzt: »Der Eintritt in die Politik ist der Abschied vom Leben, der Kuß des Todes.«

Mit den meisten politischen Karrieristen teilte ich einen unersättlichen Hunger nach Anerkennung und Bestätigung. Denn wie sie sah auch ich mich bald nicht nur auf der Erfolgsleiter, sondern zugleich auf der Flucht vor der immer unangenehmer werdenden Realität aus Selbstzweifeln, Furcht vor dem Scheitern und quälenden Fragen nach dem persönlichen Preis für die Karriere. Aus bescheidenen Verhältnissen stammend war ich schnell weit gekommen. Mit einunddreißig Jahren arbeitete ich als dpa-Korrespondent in Washington, D.C., 1971 wurde ich Büroleiter des *Spiegel* in der amerikanischen Hauptstadt.

Da war damals zwar noch nicht viel zu leiten, aber zu viel für mich: Ich begann zu ahnen, dass ich meinem Aufstieg nur unzureichend gewachsen war. Zwar hatte ich gelernt, die Erwartungen meiner Umwelt zu erkennen, und ich war auch talentiert und fleißig genug, sie zu erfüllen. Doch meinem äußeren Aufstieg fehlte das innere Gegengewicht. Ich brauchte Erfolg, um meine Selbstzweifel zu kompensieren. Ich war hungrig nach Lob und Zustimmung, um meine Ängste zu ersticken. Und ich arbeitete bis zur Bewusstlosigkeit, um meinen Aufstieg zu rechtfertigen und meinem Leben einen Sinn zu geben. Das gelang mir aber erst später.

Nun erlebte ich in Grimma ohne Überraschung die klägliche öffentliche Macht-Ranschmeiße des Kurt Biedenkopf, der sich

zwar immer als hochintelligenter Mann, aber selten als talentierter Politiker erwiesen hatte. Nie war ich dem selbstgefälligen CDU-Herren, den ich seit Anfang der Achtzigerjahre kannte, besonders nahe gekommen. Sein ruhmloser Abgang aus Dresden, wo er um Ikea-Rabatte gefeilscht und sich monatelang mit »Putzfrauen«, »Miet«- und »Yachturlaubs«-Affären herumgeschlagen hatte, erschien mir umso trostloser, als er sich kurz zuvor noch öffentlich über den verhassten Helmut Kohl belustigt hatte, weil der – als Kanzler abgewählt und als CDU-Ehrenvorsitzender abgesetzt – sich wie ein »Altbauer« aufführe, der nicht aufs Altenheim wolle. Mit deutlicher Herablassung hatte Kurt Biedenkopf begründet, woher »die irrationale Unfähigkeit zum Loslassen« komme, mit der der Altkanzler seine furiose Selbstdemontage durch illegale Parteispenden in Szene gesetzt habe: Kohl habe nun einmal seit seinem 15. Geburtstag ein Leben geführt, das auf nichts anderes als auf die Eroberung von formalen Machtpositionen ausgerichtet gewesen sei. Und nun könne er eben nicht mehr existieren ohne Macht. Das sei wie eine Sucht.

Dass Politik im »Machtrausch« enden kann, dass der Verlust einer politischen Position zu »Entzugserscheinungen« führt – das sind geläufige Redensarten in Politikerkreisen. Schon Max Weber hatte 1919 in seiner berühmten Rede über »Politik als Beruf« davor gewarnt, dass das Machtstreben des Politikers »Gegenstand rein persönlicher Selbstberauschung« werden könnte. Heute hantieren die Akteure selbst locker mit Suchtbegriffen, um die Gefahren der beruflichen Verformung zu beschreiben. Und Gerd Langguth, einst CDU-Vorstandsmitglied, Bundestagsabgeordneter und RCDS-Vorsitzender, jetzt Professor für Politische Wissenschaft in Bonn, spricht gar von »Politoholics«, um die Persönlichkeitsveränderungen zu charakterisieren, die die »Droge Macht« auslöst.

Sucht. Droge. Entzug. Die meisten Politiker benutzen die Begriffe aus der Junkie-Szene mit bemerkenswerter Beiläufigkeit, um ihre eigene Befindlichkeit zu beschreiben. Sie tun so, als seien die Sucht-Vergleiche bloße Metaphern, harmlose Umschreibungen für eine etwas peinliche Besessenheit. Sucht light, sozusagen.

Doch wer von Drogen redet und von Sucht, der redet zugleich von Realitätsverlust. Wenn also gerade jene Menschen Gefahr laufen, von Berufs wegen ein gestörtes Verhältnis zur Wirklichkeit zu entwickeln, denen wir durch Wahl den Auftrag erteilt haben, unser eigenes Leben, unsere persönliche Alltagsrealität zu ordnen, zu schützen oder sogar zu verändern, dann brauchen wir uns über den beklagenswerten Zustand der Welt nicht zu wundern.

Die »Droge Politik«, hat Bundespräsident Johannes Rau gewarnt, verursache eine »Sehstörung«, die er als Hauptgefahr im Leben von Berufspolitikern betrachte. Politiker neigten dazu, sagte Rau, sich so sehr an ihrer eigenen Bedeutung zu berauschen, in dem Gefühl zu schwelgen, die Welt verändern zu können, dass sie bald nicht mehr wahrnahmen, dass für andere Menschen Politik keineswegs das ganze Leben ist. Normale Bürger lesen Bücher, treiben Sport, kümmern sich um ihre Familie, haben Hobbys. Der Politiker hat von morgens bis abends nur die Politik, um die sich alles dreht – sein Denken, sein Tagesablauf, seine Phantasien, alles. Rau: »Wenn der Politiker das zu übersehen beginnt, dann politisiert er die Welt. Und weil die Realität anders ist, überschätzt er sich in der Welt.«

Auch der SPD-Politiker Rau war gegen solche Irrtümer keineswegs gefeit. Ziemlich erschrocken und empört saß er im Frühjahr 2000 – während ihm im atmosphärischen Gefolge der Kohl-schen Parteispenden-Affäre nachträglich angebliche Privatflüge und gesponserte Geburtstagsfeiern aus seiner Düsseldorfer Regierungszeit vorgeworfen wurden – als neu gewählter Bundespräsident im Berliner Schloss Bellevue, auf dessen Dach die goldene Präsidentenfahne mit dem schwarzen Adler flatterte. »Die Leute sagen, wenn der Lappen draußen hängt, sind die Lumpen drinnen«, flüsterte er fassungslos Freunden zu, die ihn besuchten.

Dass die Anklagen unhaltbar waren, erwies sich schnell. Raus Wahrnehmungsstörung betraf auch eher sein neues Amt – er hatte offenbar geglaubt, als Staatsoberhaupt aus der Klasse der normalen Berufspolitikern ausgeschieden zu sein. Sonst hätte der alte politische Fahrensmann eigentlich nicht überrascht sein können, dass in der Vorstellung der meisten Deutschen die parteipoliti-

schen Profis generell als korrupt, oder wenigstens als latent korruptionsanfällig gelten. Und schien nicht eine unendliche Folge von Skandalen und Affären in den vergangenen Jahrzehnten – eine Strauß-Lambsdorff-Barschel-Engholm-Späth-Krause-Streibl Leisler Kiep-Kohl-Koch-Klimmt-Biedenkopf-Möllemann-Döring-Kette von mehr oder minder hochgespielten Anrührigkeiten und unzweifelhaft kriminellen Akten – diesen Eindruck zu bestätigen?

Politik als Beruf, hat Erhard Eppler geschrieben, gehöre nicht nur zum Gefährlichsten und Abgründigsten, worauf Menschen sich einlassen können, sondern auch zum Faszinierendsten, Spannendsten, ja Schönsten. Fast zögernd fügte der gestrenge Protestant in einer Art verkappter Bilanz seines öffentlichen Wirkens als Abgeordneter, Minister und freier Volkstribun der Friedensbewegung hinzu: »Vielleicht ist Politik an der Grenze dessen angesiedelt, was Menschen leisten können, ohne, um es biblisch zu sagen, Schaden zu nehmen an ihrer Seele.« Das wissen die meisten ziemlich genau, auch wenn sie über den selbstzerstörerischen Trend in ihrem Beruf nicht reden. Sie ahnen zumindest, dass es ernst ist.

Ich weiß es seit dem 9. August 1974, 12 Uhr mittags. Damals gab der 37. amerikanische Präsident, Richard Milhouse Nixon, in Washington, D.C. sein Amt an den Vizepräsidenten Gerald Ford ab. Die Watergate-Affäre, eine aus dem Weißen Haus gesteuerte Verschwörung zur Vertuschung krimineller Wahlkampfaktivitäten, hatte den Republikaner eingeholt. Nixon war der erste Präsident, den Verstöße gegen seinen Amtseid zum Rücktritt zwangen. Zum letzten Mal spielte die Marine Band »Hail to the Chief«. In der Tür des Helikopters, der ihn aus dem Weißen Haus abholte, drehte sich Nixon noch einmal um und spreizte die Finger zum nun grotesk wirkenden Siegeszeichen »Victory«. Er hatte keine Schuld auf sich genommen und niemanden um Verzeihung gebeten. Er tat sich Leid.

Ein paar hundert Meter entfernt hockte ich derweil am Schreibtisch des *Spiegel*-Büros im National Press Building und versuchte vergeblich, Nixons trostlosen Augenblick als meinen

Triumph zu genießen. Aus irgendeinem Grund war auch ich ganz allein. Sozusagen zur Belohnung für meine ausführliche und vorherschauende Berichterstattung in den Monaten zuvor sollte ich den Abgang des US-Präsidenten in einem Namensbericht beschreiben – in jenen Jahren im Hamburger Nachrichtenmagazin noch eine ziemlich ungewöhnliche Auszeichnung. Doch ich starrte auf den Fernseher, sah den krampfhaft um Haltung bemühten gedemütigten Mann und fühlte nichts. Keine Erregung, keine Erleichterung, kein Mitgefühl, keinen Hass, nichts. Es war eine historische Stunde, aber die Kommentare der Fernsehkorrespondenten erreichten mich so wenig wie die Bedeutung der Bilder. Ich hörte wie durch Watte, sah wie durch Milchglas. Mein Bewusstsein schien ausgeschaltet. Heute weiß ich, dass dieser taube Augenblick ein existenzieller Tiefpunkt war, dass er eine Wende in meinem Leben einleitete, nicht nur in meinem beruflichen, aber da vor allem.

Im Mai 1968 hatte ich in Washington angefangen. Da schwelten in Reichweite des Weißen Hauses noch die Trümmer der schwarzen Ghettos, die nach dem Mord an dem farbigen Bürgerrechtler Martin Luther King explodiert waren. Monatelang passierte ich die Sicherheitskontrollen zum Amtssitz des Präsidenten, 1600, Pennsylvania Avenue, NW, mit einer Art frommem Schauer. Ich war der junge Mann aus Germany, ein kaum wahrgenommener Außenseiter im legendären White House Press Corps. Den Ausweis – man trug ihn an einer Kette um den Hals – empfand ich als eine Art Orden. Auch wenn mich das Attentat auf John F. Kennedy und der schmutzige und erfolglose Krieg in Vietnam erschreckt und irritiert hatten – im Grunde waren meine positiven Vorurteile über die Vortrefflichkeit der amerikanischen Demokratie noch unerschüttert.

Dann eskalierte der Vietnamkrieg, Präsident Lyndon B. Johnson, der deftige Texaner, der John F. Kennedy nachgefolgt war und den Krieg intensiviert hatte, gab auf, die Demokraten verlor die Wahl 1968. Jetzt richtete sich der Zorn der Demonstranten gegen den Republikaner Nixon, der sich fast über Nacht aus einem geschäftsmäßig kühlen Taktiker der Weltpolitik in einen

rücksichtslosen Spieler mit Menschenleben verwandelt zu haben schien. Statt, wie versprochen, den Krieg in Südostasien zu beenden, weitete er ihn aus. Dennoch wurde Nixon 1972 wiedergewählt – und das, obwohl zuvor fünf Männer, von der Presse »die Klempner« genannt, bei einem Einbruch ins Wahlkampfhauptquartier der Demokraten im Watergate-Bürokomplex erwischt worden waren, denen eindeutig Kontakte ins Weiße Haus nachgewiesen werden konnten.

Mich versetzte diese Nachricht schlagartig in ein unerklärliches und unangemessenes Jagdfieber. Ich war inzwischen zum *Spiegel* gewechselt, wo ich größeren Spielraum für Meinungsäußerungen hatte, aber mehr als eine kurze Nachrichtengeschichte über die obskure Räuberpistole hatte ich zunächst nicht zu bieten. Trotzdem sagte mir mein Instinkt, dass Nixons Leute, wenn nicht gar er selbst, hinter dem klandestinen Unternehmen stecken mussten.

Ich traute dem ungeliebten Nixon, für den ich auf eine mich selbst irritierende Weise zugleich Abscheu und Mitgefühl empfand, inzwischen allerhand Verrücktheiten zu. Irgendwie meinte ich etwas zu ahnen von den Ängsten und der unterdrückten Wut, die ihn antrieben, immer aufs Neue beweisen zu müssen, dass er, der einfache Kleinbürger aus Yorba Linda in Kalifornien – dem der Ruf eines schlüpfrigen, überehrgeizigen Opportunisten anhing – der rechtmäßig gewählte und auch befähigte Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika war. Ich war sicher, dass er scheitern würde – an sich selbst. Das blieben natürlich Vermutungen. Mit seinem Einzug ins Weiße Haus war Richard Nixon sozusagen der menschlichen Nachprüfbarkeit entrückt und zu einer abstrakten Herrschaftsfigur geworden – blutleer, aufgedonnert, schemenhaft, mehr das Image eines Präsidenten als eine kenntliche Person. Solche Enthumanisierungsprozesse, im heutigen Medienzeitalter überall üblich, gehörten schon Anfang der Siebzigerjahre zum Alltag in der politischen Weltmetropole am Potomac, dem Neuen Rom.

Das Thema »Watergate« entwickelte einen Sog, dem sich kaum einer zu entziehen vermochte. Ich am allerwenigsten. Meine Jagd

nach Details, die Akribie meiner Kenntnisse über Personen, Zeitpunkte und Formulierungen sowie die aggressive Intensität meiner Argumentation kriegten wahnhafte Züge. Was nach außen wie professionelle Leidenschaft wirkte – und sich für die Berichterstattung ohne Zweifel auch höchst positiv auszahlte –, empfand ich selbst immer mehr als Besessenheit. Ich begann Richard Nixon zu hassen. Er hatte mir nicht nur endgültig meinen amerikanischen Traum von einer funktionierenden und integren Demokratie zerstört. Er trug auch persönlich alle Merkmale des kleinbürgerlichen Aufsteigers, der sich in Positionen hochgedient hatte, denen er nicht gewachsen war – so wie ich selbst. Immer zwanghafter projizierte ich meine eigenen ungeliebten Eigenschaften auf Tricky Dick, um sie an ihm zu bekämpfen.

Wohl war mir dabei nicht. Ich ahnte meine Unfreiheit, litt unter meiner Unfähigkeit zur Distanz. Die Ruhelosigkeit quälte mich. Ich lebte mit dem Gefühl, mich und meine Position verteidigen zu müssen, obwohl mich niemand in Frage stellte. Ich schlief schlecht. Ich arbeitete rastlos. Ich trank zu viel und aß zu wenig. Aus Erschöpfung wurde Depression. Medikamente kamen dazu. Doch ich blieb Richard Nixon auf den Fersen, begleitete ihn zur Nato nach Brüssel, zu Breschnew auf die Krim und in den Kreml und zu Pompidou, den sterbenskranken, durch Kortison aufgeblähten französischen Staatspräsidenten, nach Island. Merkte Nixon nicht, dass ich dabei war, ihn zur Strecke zu bringen? Wann würde er zurückschlagen? Bei jedem Telefonschrollen zuckte ich zusammen. FBI? CIA? Secret Service? Steuerbehörde? Einwanderungsbüro? Er oder ich, ich oder er – in meinem Kopf lief ein panischer High-Noon-Film in Endlosschleife.

Am Ende war Richard Nixon erledigt, aber ich hatte nicht gewonnen. Im Gegenteil – auch ich konnte und wollte in Washington nicht länger bleiben. Denn so krank, müde und depressiv, wie der Präsident wirkte, fühlte ich mich auch. Ein Hochstapler im Weißen Haus war enttarnt, nun war ich dran. Das weinerlich selbstmitleidige und unterschwellig suizidale Lamento über seine armen Eltern, die sich krumm gelegt hatten für ihren Sohn, der es einmal zu etwas bringen sollte, weswegen er, Richard

Nixon, ihnen niemals Schande machen wollte – diese Schnulze, die echten Schmerz in falsche Gefühle umsetzte, entsprach voll und ganz meiner eigenen Empfindung. Der Alkohol, mit dem ich mir aufhelfen wollte, machte alles noch schlimmer. Nein, ich konnte keine Sieger-Story abliefern, denn mir ging es miserabel. Wie Nixon suchte auch ich nach diesem Tag professionelle Hilfe wegen meines seelischen Zustands. Doch was dann monatelang von verschiedenen Ärzten zunächst als endogene Depression behandelt wurde, erhielt am Ende einen anderen Namen: Sucht.

Das Wort »Sucht« – es kommt von »siech«, englisch »sick«, was krank heißt – kennzeichnet einen Mangel, ein Defizit. Die Wirklichkeit wird als unerfüllt oder bedrohlich erlebt. Mit Hilfe von Drogen, ganz gleich ob chemische Mittel oder stimulierende Aktivitäten, versucht der Betroffene, dieses Defizit zu füllen. Wenn das Bedürfnis nach solchen Mitteln sich auswächst zu einem »unabweisbaren Verlangen« nach einem bestimmten Gefühls-, Erlebnis- oder Bewusstseinszustand, sprechen die Fachleute von Sucht. An Mitteln zur Herstellung dieser betäubenden Gemütsverfassung war kein Mangel in meinem Job – dazu dienten Arbeit, öffentliche Wirkung, Lob und Rituale der Bedeutung, Rauchen und vor allem Alkohol. Aus Gewöhnung an diese Mittel wurde durch ständige Wiederholung und immer höhere Dosierung zunächst Abhängigkeit, dann Sucht.

Es dauerte eine Weile, bis ich diesen Prozess erkannt, bearbeitet und akzeptiert hatte. Einzugestehen, dass ich zwar alkoholabhängig war, dass mein süchtiges Verhalten aber nicht durch Whisky, Bier oder Wein erzeugt wurde, sondern dass umgekehrt der Suff die Folge eines persönlichen Defizits war, fiel mir nicht leicht. Es half aber, dass ich schnell merkte, wie sehr auch andere sich mit dieser Problematik herumschlugen – nicht zuletzt in der Politik.

Die da oben

Etwas Zweideutiges und Heimtückisches, ja Todbringendes hat der tschechische Präsident Václav Havel in der Versuchung der Macht entdeckt, nachdem er selbst in politische Führungspositionen aufgerückt war: »Unter einem Schleier existenzieller Selbstbestätigung wird die Existenz ihrer selbst enteignet, von sich selbst entfremdet, gelähmt.« Es war aber gerade dieses Abgründige, das mich an der Politik früh gereizt hat. Neugierig auf Menschen war ich sowieso immer – auf ihre Irrtümer, ihre Vernunft und ihr Bewähren, auf ihr Scheitern und ihre Schuld, das ganze unübersichtliche Drama des Lebens.

Die Umstände meiner Kindheit und Jugend in den Bombenkellern des Zweiten Weltkrieges und im Wiederaufbaufieber der frühen Adenauer-Jahre haben es mit sich gebracht, dass dieses Interesse schon früh eine politische und historische Einfärbung erhielt. Denn die älteren Menschen um mich herum – die Verwandten, Nachbarn, Lehrer und Professoren, die mich auf den Ernstfall des Erwachsenendaseins vorzubereiten vorgaben – schienen fast alle über zwei verschiedene Biografien zu verfügen. Es irritierte mich, dass – wenn sie von sich redeten – eine unüberbrückbare Kluft ihre persönliche Alltagswelt von jener großen Geschichte zu trennen schien, die offenbar ganz ohne eigenes Zutun hineingehagelt hatte in ihr privates Geschick.

Von ihren Großtaten als treu sorgende Familienmenschen, fleißige Kleingärtner, listige Überlebenskünstler und pflichtbewusste Berufstätige wussten sie lebensprall und saftig zu erzählen – von Geburten, Hochzeiten, Krankheiten und Beförderungen. Da waren sie Helden, Schlitzohren, Tölpel und Pechvögel, und, ob glücklich oder unglücklich, immer mittendrin im richtigen Leben. Das zweite Schicksal blieb dagegen seltsam vage, farblos und abgetrennt von eigenem Selbstverständnis. Es war den verhärmten Neudemokraten irgendwie zugestoßen, als exklusive Veranstaltung von »denen da oben« über sie hereingebrochen. Die hatten sie nach Verdun in den Ersten Weltkrieg ge-

schickt oder nach Stalingrad in den Zweiten. Die hatten Inflation, Arbeitslosigkeit, Krieg, Hungerjahre und Wirtschaftswunder gemacht. »Die da oben« – das waren der Kaiser und die Parteien, die Siegermächte, Hitler und die Nazis, die Amis, der Tommy und der Russe, schließlich Adenauer und »die in Bonn«.

Vor allem deshalb, denke ich heute, habe ich Geschichte studiert und bin Journalist geworden, um herauszufinden, wie diese beiden Leben zusammenpassen. Die Abspaltungen waren mir unheimlich, das Private und das Politische zu integrieren, erschien mir unumgänglich. In meinem eigenen Leben wollte ich diese Kluft nicht zulassen, und ich wollte andere Menschen beobachten, wie sie sich gegen das Auseinanderfallen wehrten – oder wie sie es benutzten. Und wo wäre das besser zu studieren gewesen als in der Politik?

Deshalb habe ich mich nach meinem Zusammenbruch, den ich nur verkraften konnte, indem ich eine Menge über mich selbst lernte, vor allem darauf konzentriert, die handelnden Figuren in der Politik zu beschreiben. Nicht weil ich – wie etwa die Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts – noch immer glaubte, Politiker und Staatsmänner seien die großen Macher, die alle Fäden in der Hand hielten und die Geschichte lenkten. In ihnen bricht und spiegelt sich Geschichte eher. Weil sie öffentliche Ämter haben und öffentliche Funktionen ausüben, weil sie mitentscheiden, wie wir leben, verdienen sie besondere Aufmerksamkeit, nicht weil sie so bedeutsame Menschen wären. In seltenen Fällen sind sie es trotzdem.

Als ich anfang, klangen solche Einschätzungen ziemlich altmodisch. Ende der Siebzigerjahre kamen Menschen als Machtfaktoren in theoretischen Abhandlungen über Politik kaum noch vor. Biografische Darstellungsformen galten als überholt. Strukturen und Systeme, Bürokratien, Märkte und Kulturen schienen Geschichte zu machen, wenn die sich nicht ohnehin dem Ende zuneigte, künftig abgelöst von einer die Zeit einebnenden virtuellen Globalität. Doch dann geriet mit dem Fernsehen der Mensch wieder in den Blick – die Glotze brauchte *action*. Und prompt reduzierten sich hoch komplizierte politische Zusammenhänge auf

archaische Kämpfe zwischen Helden und Schurken, Rettern und Opfern, Machern und Moralisten. Je differenzierter und unüberschaubarer Politik wurde, desto mehr wuchs das Bedürfnis von Parteien und Wählern, mit Hilfe des Fernsehens einzelne Personen als Symbole für Kompetenz, Integrität und Durchsetzungskraft eines politischen Konzeptes herauszustellen und zu akzeptieren. Nach amerikanischem Vorbild, das ich ja sieben Jahre lang vor Ort hatte studieren dürfen, wurden auch in der Bundesrepublik aus Wahlkämpfen zunehmend Duelle zwischen den Spitzenkandidaten der Parteien.

Uns schreibenden Journalisten blieb die Aufgabe, zu den Bildern spannende Geschichten zu erzählen. Hinter den Gesichtern in der »Tagesschau« sollten Lebensmodelle erkennbar werden, die zur Identifikation einluden. Denn es sind ja nicht in erster Linie die Aussagen eines Politikers, die ihn für die Fernsehzuschauer attraktiv oder abstoßend machen. Nur zu sieben Prozent, haben Kommunikationswissenschaftler ermittelt, reagieren Menschen auf Worte und Aussagen. Tonfall und Stimme beeinflussen das Urteil zu 38 Prozent, den Rest – 55 Prozent – prägen Körperhaltung, Gesten, Gang und Mimik. Und so hängt die Glaubwürdigkeit von Politik weitgehend davon ab, ob die Politiker ihre Inhalte durch Auftreten zu legitimieren vermögen. Sie bieten der Öffentlichkeit ein Bild von sich an – ist es durch ihr Leben gedeckt?

Das interessierte mich, nachdem ich an Richard Nixon wie auch am eigenen Leib erlebt hatte, dass es offenbar nicht ausreichte, die nötigen Begabungen für bestimmte Positionen zu besitzen – man musste ihnen auch charakterlich und menschlich gewachsen sein. Gab es so etwas Altväterliches wie sittliche Integrität überhaupt noch? Was waren das für Menschen, die Politik zum Beruf machten? Was trieb sie an? Von welchen hohen Träumen und tiefen Ängsten, Ehrgeiz und Trieben, Hemmnissen und Prägungen wurden sie bestimmt? Willy Brandt, der während seiner jungen Jahre in Oslo lange Gespräche mit dem politisch engagierten Psychoanalytiker Wilhelm Reich geführt hatte, wunderte sich später häufig, dass die seelischen Probleme und die neu-

rotischen Störungen von Politikern in der öffentlichen Diskussion in Deutschland so wenig erörtert wurden. Man frage viel zu wenig, »wie es zu bestimmten Fehlentscheidungen oder zu bestimmtem Fehlverhalten kommt. Man nimmt sie einfach so hin, als Faktum«, sagte Brandt 1989 in einem Interview. Das sei ein Fehler. Es werde so getan, als ergebe sich alles aus politischen Erwägungen, aus parteipolitischen Interessen oder aus sachlichen Notwendigkeiten. Brandt: »Daß die Beweggründe eines Politikers sich häufig aus dessen Struktur mehr ergeben als aus den eingespielten politischen Regeln, das, finde ich, wird viel zu wenig beachtet.«

Muss man, um das erkennen zu können und beurteilen zu dürfen, ausgebildeter Psychoanalytiker sein? Im Studium der Psychologie bin ich über die Köhlerschen Affenversuche nicht hinausgekommen, der Statistikkurs hatte mich vergrault. Auf der Psycho-Couch eines Analytikers habe ich nie gelegen. Mit Hilfe verschiedener Methoden der humanistischen Psychologie und durch langjährige Sitzungen in Selbsterfahrungsgruppen glaube ich mir aber so viel Menschenkenntnis angeeignet und anerlitten zu haben wie meine Großmütter in der Alltagspraxis ihrer Großfamilien. So gerüstet habe ich mich teilnehmend dem politischen Personal in Bonn und Berlin genähert. Wie sehr dabei mein Blick auf die Befragten durch die eigene Befindlichkeit bestimmt war, ist mir im Nachhinein erst so recht deutlich geworden.

Natürlich nahm ich die Personen, über die ich schrieb, als Individuen ernst. Auch habe ich ihre sozialen Rollen, ihre Herkunft und ihre Lebensgeschichte sorgsam zu recherchieren versucht. Doch die jeweilige Sehweise auf den anderen – ob meine Aufmerksamkeit sich auf Fassaden, Identitäten oder Inszenierungen konzentrierte – hatte mit meiner persönlichen Biografie zu tun, mit dem jeweiligen Stand meiner Selbsterkundung.

Wichtig blieb mir jedoch immer, dass Berufspolitiker Handeln und Verantwortung nicht nur darstellen, sondern dass sie als gewählte Vertreter des Volkes auch wirklich entscheiden und für ihr Handeln verantwortlich sind. »Entscheidend kommt es am Ende immer wieder auf die Person in der Politik an«, hat der politische